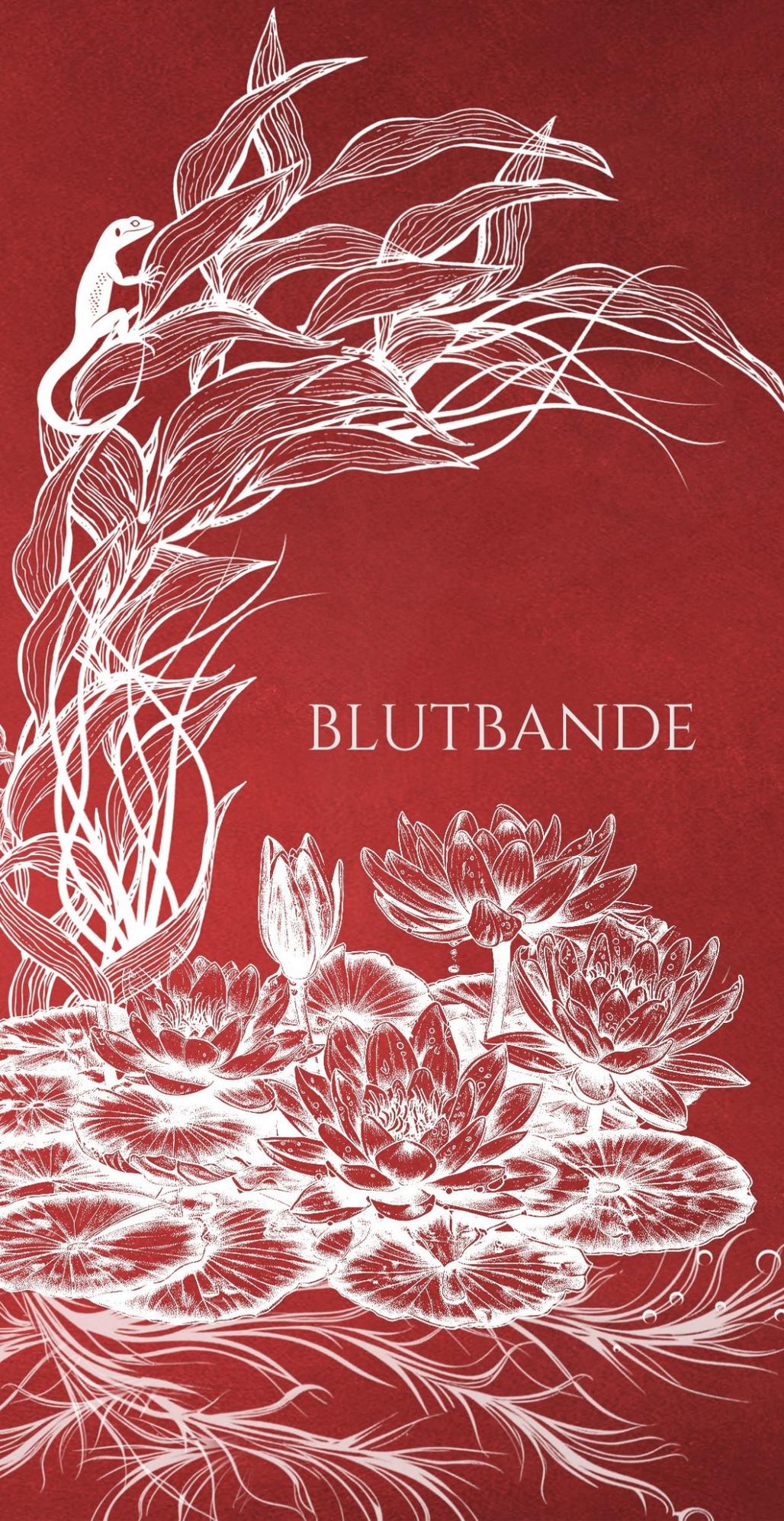


MARINA K. WOLF



BLUTBANDE

R  
I  
A  
N  
N  
U

**HYBRID  
VERLAG**

**HYBRID VERLAG**  
Vollständige Taschenbuchausgabe  
09/2024

## Riannu – Blutbande

© by Marina K. Wolf  
© by Hybrid Verlag  
Westring 1  
66424 Homburg

Umschlaggestaltung: © 2023 by Magical Cover Design,  
Giuseppa Lo Coco  
Lektorat: Martina Volnhals  
Korrektorat: Petra Schütze  
Buchsatz: Giuseppa Lo Coco  
Druck: CreativWorkDesign

Coverbild ›Die Chroniken von Mytlaghyr - Hexenjagd‹  
© 2021 by Magical Cover Design, Giuseppa Lo Coco  
Coverbild ›Elementum – Verschlungene Pfade‹  
© 2021 by Jana Puffay

ISBN 978-3-96741-272-7

[www.hybridverlag.de](http://www.hybridverlag.de)  
[www.hybridverlagshop.de](http://www.hybridverlagshop.de)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors  
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige  
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche  
Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek: Die  
Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Marina K. Wolf

**Riannu**  
-  
**Blutbande**

Fantasy

*Für alle, die durch diese und andere Welten wandern,  
auf der Suche nach ihrem eigenen Weg.*



# 1.

Aufatmend warf Maris ihre Packtasche auf einen der Wagen und sah sich um. Der sonst so ruhige Hof war heute von geschäftigem Treiben erfüllt. Kisten und Säcke wurden auf Wagen verzurrt, Wachen prüften den Sitz ihrer Ausrüstung und von einem Vorhof konnte sie die Duaide hören, die der Karawane noch letzte Nachrichten oder Güter mitgeben wollten und um Preise feilschten. Reisende wurden diesmal nicht aufgenommen. Die Irshari riskierten lieber ein paar verärgerte Duaide, als dass jemand Zolan erkennen könnte.

Maris ließ ihren Blick zu ihrem Zwillingsbruder wandern, der neben seiner Lehrerin Yuria Ketami stand. Er sah unglücklich aus und Maris konnte es ihm nicht verdenken. Im Gegensatz zu ihr hatte er sich von Anfang an in der Universitätsstadt Umra-Anh wohlfühlt. Er hatte Freunde gefunden und zum ersten Mal in seinem Leben die Magie, die in ihm schlummerte, anzuwenden gelernt. Er wollte nicht bereits wenige Monate nach seiner Ankunft wieder fortgeschickt werden.

»Er wird schon wieder«, sagte eine Stimme neben ihr.

Maris sah in die sturmblauen Augen von Großmeisterin Jamira Kateyon hinauf und rang sich ein Lächeln ab. »Ich wünschte, du könntest mitkommen! Du und Oulín, ihr seid die Einzigen, die ich vermissen werde.«

Die Seherin zog sie in eine kurze, aber feste Umarmung. »Ich dich auch. Aber ich habe noch einiges zu tun, um die Gilde wieder auf Vordermann zu bringen, das weißt du.«

Maris nickte stumm. Dann fragte sie leise: »Hast du schon mehr über Prinz Kiran herausgefunden? Woher er die

Anuán hatte, mit der er uns angegriffen hat?»

Jamiras Miene verdüsterte sich und ihre Stimme bekam einen harten Unterton. »Sobald ihr die Landesgrenze erreicht habt, ist der Prinz keine Gefahr mehr für euch. Mehr müsst ihr über ihn nicht wissen.«

»Aber ...«

»Maris Asénoné, das ist kein Thema, das ich mit einer minderjährigen Schülerin bespreche!«

Einen Augenblick starrten sie sich an und beide konnten den Schatten fühlen, der sich hinter Jamiras Worten verbarg. Schließlich war es Maris, die die Augen niederschlug.

»Ich habe noch etwas für dich«, sagte Jamira in einem versöhnlichen Ton. Zu Maris' Überraschung zog sie ein längliches Päckchen aus ihrer Tasche und drückte es ihr in die Hand. Als Maris das dünne Tuch zurückschlug, kam ein in sich gewundener, spitz zulaufender Stab aus dunkelbraunem, poliertem Holz zum Vorschein, kaum länger als ihre Hand. Ungläubig starrte sie das Geschenk an.

»Eine Nál?«, brachte sie endlich hervor. Wie fast alle Irshari-Mädchen hatte auch Maris sich oft genug ausgemalt, wie sie eines Tages ihre dunklen Haare mit einer dieser Haarnadeln zurückstecken würde, als Teil einer Gemeinschaft, die so alt war wie die Karawanen selbst. Doch bisher war das immer ein vages Zukunftsbild gewesen. Eine Nál bekam eine Frau frühestens nach dem Abschluss ihrer Grundausbildung.

Jamira räusperte sich. »Als ich nach meinem Studium von Umra-Anh nach Taira gereist bin, ist meine eigene Nál verloren gegangen. Ich habe tagelang gesucht, sie aber nicht wiedergefunden. Schließlich kam deine Mutter zu mir und hat mir diese hier geschenkt. Ich glaube, dein Vater hat sie

selbst geschnitzt. Sie würden sich beide freuen, wenn du sie jetzt auf deiner Reise trägst.«

Maris starrte ihre Lehrerin mit offenem Mund an. Sie hatte keine Ahnung gehabt, dass Jamira und ihre Eltern einst zusammen durch die Fünf Reiche Riannus gereist waren. Wie von selbst schlossen sich ihre Finger um den gedrehten Stab in ihrer Hand, den ihr Vater vor langer Zeit geschnitzt und ihre Mutter in den Haaren getragen hatte. Das abgegriffene Holz schmiegte sich warm an ihre Haut.

»Danke«, flüsterte sie und blinzelte ein paar verräterische Tränen weg.

Die Großmeisterin nahm ihr sanft die Nál aus der Hand, drehte Maris' Haare mit geübten Griffen ein und steckte sie an ihrem Hinterkopf fest. Dann wurde sie sehr still, eine Hand noch in Maris' Nacken, und Maris spürte ein leichtes Beben von ihr ausgehen. Es fühlte sich an wie das sanfte Klingeln eines Fingers, der am Rand eines Kristallglases entlangstrich. Als die Seherin erneut sprach, war ihre Stimme rauher als sonst und die Worte kamen seltsam gedehnt über ihre Lippen.

»Du hast eine lange Reise vor dir. Lerne deiner Anuán zu vertrauen und sie wird dich leiten. Lerne, deinen Freunden zu vertrauen und sie werden fest an deiner Seite stehen. Und vergiss nicht, dass man manchmal den Weg verlassen muss, um ans Ziel zu kommen. Dann wird vieles, das heute noch im Dunkeln liegt, zurück ins Licht kehren.«

Die Hand glitt von Maris' Nacken und als sie sich umwandte, rieb Jamira sich über die Augen und gähnte laut.

Maris öffnete den Mund zu einer Frage, schloss ihn aber wieder. Das seltsame Gefühl von vibrierendem Kristall war verschwunden und sie bezweifelte, dass Jamira ihr sonst

noch irgendetwas sagen würde.

Diese lächelte schief, dann gab sie Maris einen Kuss auf die Stirn. »Sei mutig. Wie deine Eltern.« Damit ging sie davon und ließ Maris verwirrt zurück.

Ein Stück entfernt von Maris schwankte Zolan leicht unter dem Gewicht der Bücher, die Yuria Ketami in seine Arme stapelte. »Mir ist klar, dass du unterwegs deinen Unterricht nicht im gleichen Maß fortsetzen kannst wie hier«, erklärte sie. »Aber du solltest genug Zeit haben, um die hier durchzuarbeiten. Wir sehen wir uns wohl erst wieder, wenn ich meinen Titel habe. Aber glaub mir, ich werde wissen, ob du in der Zwischenzeit geübt hast oder nicht.«

Zolan sah in ihre harten Augen, schluckte und nickte stumm.

»Wenn du Fragen hast, dann wende dich an euren Schmied. Er hat lang genug die Grundlagen der Feuermagie studiert, um dir weiterzuhelfen. Sobald du Ayamaru erreichst, werden die Meister dir neue Lehrer zuweisen. Mach mir bloß keine Schandel!«

Zolan verlagerte das Gewicht des Buchstapels auf seine Hüfte, sodass er ihn mit einer Hand halten konnte. Die andere streckte er aus und umarmte die Meisterschülerin. Yuria versteifte sich kurz, bevor sie die Umarmung erwiderte. Zolan wollte ihr sagen, dass sie die beste Lehrerin war, die man sich wünschen konnte und dass er sie und ihren strengen Unterricht vermissen würde. Doch über seine Lippen kam nur ein kläglich geflüstertes: »Danke für alles.«

Yuria nickte und wich zurück, um mit einem der Wachmänner zu reden, der die Karawane begleiten würde. Zolan verstaute die Bücher bei seinem Gepäck und kämpfte gegen

den Kloß an, der sich in seiner Kehle gebildet hatte. Dann kletterte er vom Wagen und machte sich auf den Weg zu den Ställen, um Sattel und Zaumzeug zu holen.

Sein Pony Tonga von der Weide zu locken, war ein Kinderspiel. Zolan brauchte nur einen der mitgebrachten Äpfel in Duftrichtung zu dem verfressenen Tier halten, schon kam Tonga fröhlich angetrabt. Genüsslich kauend ließ er sich striegeln und satteln und schnaubte nicht einmal, als Zolan den Satteltgurt mit aller Kraft festzog.

Neben ihnen unterzog Maris ihre schwarze Stute der gleichen Prozedur. Im Gegensatz zu Zolans sanftmütigem Wallach schien Kobold sich von dem lebhaften Treiben auf der Weide anstecken zu lassen. Sie tänzelte nervös auf der Stelle, stampfte mit den Hufen und blähte ihren Bauch auf, als Maris ihr den Sattel auflegte.

»Hör auf mit dem Zirkus«, schimpfte Maris. »Sonst lass ich dir von Zolan den Schwanz in Brand stecken.« Kobold warf den Kopf zurück und schnaubte.

Zolan beobachtete seine Schwester aus den Augenwinkeln. Sie sah verändert aus in der Pashmini, der traditionellen Tracht, die alle Irshari-Frauen anlegten, wenn sie *auf Wanderschaft* gingen, wie sie es nannten.

Maris trug noch immer Hosen, doch sie fielen so weich und weit, dass man sehr genau hinschauen musste, um sie von einem Rock zu unterscheiden. Ihre dunkelgrüne Farbe wiederholte sich in der Stickerei an Ärmel und Halsausschnitt ihrer ungebleichten Bluse und betonte ihre Augen, die mit ihrer derzeit ebenfalls dunklen Farbe ihre Anspannung verrieten. Der Baum der Irshari, ein schlichtes Symbol aus einfachen Linien, war in etwas kräftigerem Grün wie bei allen Mitgliedern der Karawane sowohl auf dem Rücken der

Bluse als auch auf ihrem wasserdichten Mantel zu sehen. Ihr langes Haar trug sie nicht in dem gewohnten geflochtenen Zopf, sondern wie eine erwachsene Händlerin hochgesteckt und von einer einzigen hölzernen Nadel am Hinterkopf gehalten. In ihrem Ledergürtel entdeckte Zolan außer einem einfachen Gürtelmesser keine Waffe und es dauerte eine Weile, bis er in dem gerade einmal ellenlangen Holzstück an Maris' Sattel einen Pakon erkannte. Fasziniert beäugte er den normalerweise mindestens brusthohen Kampfstab und wollte eben fragen, wie man ihn derart zusammenklappen konnte, da wurde er aus seinen Betrachtungen gerissen.

Ein breitschultriger junger Mann mit kohlschwarzen Locken tauchte neben Maris auf und begann seinerseits, einen großen, kastanienbraunen Hengst zu striegeln. Maris hielt in der Bewegung inne und starrte den Neuankömmling unverhohlen an.

Der sah missmutig von seiner Arbeit auf. »Ist was?«

»Äh, nein«, stotterte Zolan. »Wir hatten nur keine Ahnung, dass du mitreitest.«

Kayo zuckte mit den Schultern. »Der Karawanenschmied hat sich an der Hand verletzt und braucht einen Gesellen. Ich hab mich angeboten. Was dagegen?«

»Na wunderbar«, murrte Maris. »Dann haben wir ja mal richtig unterhaltsame Gesellschaft auf dieser Reise.«

Kayos Miene verfinsterte sich noch weiter. »Als ob ich mich mit dir unterhalten will.«

»Hört auf zu streiten. In einer Karawane ist kein Platz für solche Kindereien«, sagte eine Stimme und Zolan fuhr überrascht herum. Hinter ihm stand Girhin, der *Alakai* oder Karawanenführer, und runzelte die Stirn. »Es ist nicht gerade ein Vergnügensritt, zu dem wir aufbrechen. Bevor der

Sommer uns mit Hitze schlägt, dürfen wir uns noch auf einige Tage mit ungemütlichem Wetter einstellen. Da möchte ich mich nicht auch noch mit ein paar überspannten Halbwüchsigen rumärgern müssen.«

Maris senkte wie zur Entschuldigung den Kopf und wirkte mit einem Mal sehr klein und unbedeutend. Umgehend wandte der Alakai seine volle Aufmerksamkeit dem Schmiedegesellen zu. »Überhaupt solltet ihr Grünschnäbel eure Zeit weniger mit Reden und mehr mit dem Satteln eurer Ponys verbringen. Wer nicht pünktlich mit der Karawane aufbricht, wird zurückgelassen.« Damit wandte er sich ab und ging mit langen Schritten davon.

»Charmant wie eh und je«, murmelte eine Frau in der graugrünen Uniform der Wachleute. Sie zwinkerte ihren jüngeren Reisebegleitern zu und ergänzte: »Das soll aber nicht heißen, dass er es nicht ernst meint. Ich würde es an eurer Stelle jedenfalls nicht darauf ankommen lassen.«

Als sie wenig später ihre Ponys auf den Hof lenkten, auf dem sich die Mitglieder der Karawane versammelten, stieß auch Maris' Pflegebruder Nikato zu ihnen. Er gähnte ausgiebig und beäugte Zolan mit müdem Kopfschütteln. »Ich hab mich noch immer nicht daran gewöhnt, dich mit blonden Haaren zu sehen.«

Zolan zupfte an einer seiner hell gefärbten Haarsträhnen. »Ich auch nicht«, gab er zu. »Und sie werden wohl auch bald wieder dunkler werden. Der Meister der Farben meint, es ist einfacher, helle Haare dunkel zu färben, als dunkle Haare aufzuhellen. Aber bis zur Grenze sollte es auf jeden Fall halten, vielleicht sogar, bis wir Kourakona erreichen.«

Nikato nickte zustimmend. »Schade eigentlich. Die Farbe

steht dir.«

»Als ob es irgendwen kümmert, ob er damit hübsch ist«, knurrte Kayo. »Es soll ihn einfach niemand erkennen, bis wir Dilheris verlassen haben.«

Nikato ließ die Zügel seiner fuchsfarbenen Stute los und verschränkte die Arme über der Brust. »Hast du heute einen Frosch gefrühstückt oder warum bist du so überaus gut gelaunt?«

Der Schmiedegeselle warf ihm einen verärgerten Blick zu, drückte seinem Hengst die Knie in die Flanken und lenkte ihn neben die mobile Schmiedewerkstatt.

Nikato ließ die Arme wieder sinken und sagte erschöpft zu Maris: »Manchmal würde ich meine Anuán gern mit deiner tauschen. Dann wüsste ich vielleicht, was das alles soll.«

Maris ging nicht auf sein Klagen ein. »Warum ist er mitgekommen?«

Ihr Pflegebruder zuckte nur mit den Schultern. »Das weiß ich nicht so genau. Er kam gestern Abend zu mir und hat erzählt, dass Girhin ihm die Stelle angeboten hat. Ehrlich gesagt, ich hab nicht weiter nachgefragt.«

In diesem Moment erklang ein trillernder Pfiff und die Wagen setzten sich in Bewegung.

»Die Reise beginnt«, sagte Nikato.

»Mögen die Winde uns gnädig sein«, murmelte Maris.

## 2.

Anfangs hielt Zolan sich an der Seite seiner Schwester, unschlüssig, wie er sich zwischen all den fremden Leuten verhalten sollte. Ihr schien es ähnlich zu gehen, denn sie zog sich wieder in sich selbst zurück, antwortete auch auf seine Fragen nur einsilbig und sah sich mit wachsamen, dunklen Augen um.

Bald begann Zolan sich zu langweilen und versuchte, Tonga zu überreden, einen etwas schnelleren Schritt anzuschlagen. Der Wallach klappte ein Ohr zurück, schien sich sonst aber eher für die langen, grünen Grashalme am Wegrand zu interessieren. Zolan war so sehr in seinen Kampf mit dem verfressenen Tier vertieft, dass er erst merkte, wie nah er Nikato und Kayo gekommen war, als er den Schmied wütend auffahren hörte: »Warum glauben immer alle, ich kann keine eigenen Entscheidungen treffen? Es dreht sich nicht immer alles nur um dich!«

Zolan spitzte die Ohren, um Nikatos leisere Stimme zu hören.

»Was erwartest du denn, was ich denke? Erst gehst du mir tagelang aus dem Weg und dann reitest du plötzlich mit uns nach Emeria.«

»Es gibt Schmiede in Emeria, die mit den Schiffsbauern zusammenarbeiten und von denen ich lernen kann!«

Nikatos Antwort klang müde: »Dann ist das der ganze Grund, sonst nichts?«

Kayo schien etwas erwidern zu wollen, doch in diesem Moment entdeckte er Zolan, der schnell so tat, als wäre er vollkommen mit seinem Pony beschäftigt. Kayo trieb seinen

Hengst an und stob im Galopp an den Wagen vorbei, was ihm einige verärgerte Rufe einbrachte.

Zolan blickte zu Nikato, der dem Davonreitenden unglücklich hinterher schaute, und überlegte, ob er etwas zu ihm sagen sollte. Doch ihm fiel nichts ein und Nikato versank in ein ähnlich dumpfes Brüten wie Maris.

»Das kann ja heiter werden«, seufzte Zolan resigniert und Tonga nutzte die Ablenkung aus, um nach einem Zweig zu schnappen. Während Zolan ihn mühsam weiter in die Mitte der Straße trieb, bekam er zum ersten Mal eine Vorstellung davon, wie lang dieser Ritt werden würde.

In den ersten Tagen der Reise fühlte Zolan sich noch unwohl auf der offenen Straße und rechnete halb damit, jeden Moment Soldaten zu begegnen. Noch immer hatte er Alpträume von seiner letzten Begegnung mit Prinz Kiran lei Nae-Dilh und seinen Männern. Obwohl die Heiler angeblich ihre Erinnerungen zerstört hatten, trieb der Gedanke an den kalt lächelnden Prinzen Zolan den Angstschweiß auf die Stirn.

Doch alles blieb friedlich. Die schwer beladenen Wagen bewegten sich langsam, aber stetig die Küstenstraße entlang, die sie zur Grenze des Nachbarreichs Emeria bringen würde. Es gab nur wenige Dörfer in diesem Teil des Landes, doch in regelmäßigen Abständen fanden sich am Straßenrand einfache Hütten, in denen Reisende nachts Unterschlupf finden konnten. Da die Zeit der Frühjahrsstürme noch nicht vorüber war, trafen sie nur selten auf andere Menschen, was einerseits dazu beitrug, dass Zolan sich mehr und mehr entspannte, andererseits aber auch nur wenig Abwechslung brachte. Tatsächlich blieb alles vollkommen ereignislos und

Zolan war sich nicht sicher, ob er darüber froh war oder endgültig in Langeweile ertrank.

Nikato, Maris und Kayo hüllten sich weiterhin in Schweigen. Nikato ging sogar dazu über, im Sattel zu lesen, und nutzte sein Buch wie eine Barriere, um ja nicht angesprochen zu werden. Also schloss Zolan irgendwann zu Alakai Girhin auf, schlichtweg, weil er der einzige andere Mensch hier war, dessen Namen er wenigstens kannte.

Der Alakai hatte nichts gegen seine Gesellschaft einzuwenden und Zolan war entzückt festzustellen, dass Girhin der Erdgilde angehörte und ihm einiges über die Beschaffenheit der Landschaft und ihrer Entstehung erzählen konnte. Von Girhins Frau Alondra lernte er, Wolkenformationen zu beachten, um so das Wetter besser einschätzen zu können.

Zolan genoss diese neue Art der Studien. Außerdem lernte er in Gesellschaft des Alakai auch ganz selbstverständlich andere Mitglieder der Karawane kennen. Eine Weile tauschte er Tongas Sattel mit dem Kutschbock eines der Wagen, um sich von einem schon ergrauten Stoffhändler mehr über die fremden Städte erzählen zu lassen, die vor ihnen lagen. Manchmal redete er auch mit den jüngeren Wachleuten und ließ sich von ihren Abenteuern auf der Straße erzählen. Er war sich nicht sicher, wie viel von ihren Geschichten der Wahrheit entsprach, aber sie machten trotzdem Spaß. Etwas schwieriger wurde es, wenn die Gespräche in die Alte Sprache wechselten, die er noch nicht gut genug beherrschte, um sich lange zu beteiligen. Doch immerhin verstand er inzwischen das meiste und er liebte es, der klangvollen Melodie zu lauschen. Es dauerte kaum eine Woche, bis er jeden in der Karawane beim Namen kannte

und die trübsinnige Stimmung seines Abschieds von der Universität nachließ.

Während sich in Zolan ein beinahe träges Gefühl der Sicherheit breit machte, wurde seine Schwester immer nervöser. Abends blieb sie lange vor der Tür ihres Quartiers stehen oder erfand Ausreden, um noch einmal nach den Pferden zu sehen. Tagsüber ritt sie oft weit hinter den anderen und beobachtete die Straße.

Schließlich hielt er es nicht mehr aus und wartete, bis die Wagenreihe an ihm vorbeigezogen war und er allein neben Maris ritt.

»Raus mit der Sprache«, sagte er übergangslos. »Seit unserem Aufbruch benimmst du dich wie ein Eichhörnchen, das sein Nussversteck nicht mehr findet.«

Sie ging nicht auf seinen spöttischen Ton ein. »Ich weiß auch nicht so genau. Ich habe nur das Gefühl, dass uns jemand folgt.«

»Unsinn«, erwiderte Zolan prompt. »Comran und Anahu hätten uns längst gewarnt, wenn jemand hinter uns wäre. Girhin hat ihnen ausdrücklich befohlen, auf ihren Jagdzügen auch die Straße im Auge zu behalten.«

Maris nickte langsam. »Wahrscheinlich hast du recht.«

Zolan lächelte. »Dann mach kein so ängstliches Gesicht. Es ist schon anstrengend genug, mit Kayo zu reiten, der ständig aussieht, als würde gleich ein Gewitter über uns hereinbrechen.«

Maris bemühte sich, Zolans Rat zu befolgen. Comran und Anahu waren erfahrene Jäger und Späher, sagte sie sich immer und immer wieder. Sie hätten einen möglichen Verfolger längst bemerkt. Es nutzte nichts. Sie schlief auch in der

folgenden Nacht schlecht und träumte von einem formlosen Schatten, den sie nicht abschütteln konnte, so schnell sie auch rannte. Am nächsten Morgen überwand sie ihre Scheu, trat auf die beiden Jäger zu und bat darum, sie begleiten zu dürfen. Ihre seltsamen Ahnungen ließ sie dabei lieber unerwähnt.

Anahu betrachtete sie prüfend, während sie sich ihre Bitte anhörte. Sie war eine untersetzte Frau, deren dunkles Haar bereits mit ersten silbergrauen Strähnen durchzogen war. Comran war ein wenig jünger, mit dunkelblondem Haar und Grübchen in den Mundwinkeln, die sich jetzt deutlich in einem jugenhaften Lächeln zeigten.

»Ich kann verstehen, wenn du dich auf dem Ritt langweilst«, sagte er fröhlich. »Und es schadet nicht, dir von uns alten Hasen ein paar neue Tricks beibringen zu lassen.«

Also heftete Maris sich an ihre Fersen, als die Jäger zwischen Bäumen und Büschen am Straßenrand verschwanden, und ließ sich von ihnen zeigen, wie man den fast unsichtbaren Fährten folgte, die Wildtiere auf ihren Streifzügen hinterließen. Entgegen allen Erwartungen war Maris fasziniert von der Arbeit und ließ sich so sehr von ihr gefangen nehmen, dass sie ihren geisterhaften Verfolger vorübergehend vergaß. Erst als Anahu sie bereits weit nach Mittag zu einer geschützten Stelle führte, von der aus sie während ihrer Rast unauffällig die Straße beobachten konnten, überfiel Maris wieder dieses unbestimmte, nagende Gefühl von etwas Fremdem.

»Hast du was ins Auge bekommen, Mädchen?« Comran lachte. »Oder warum blinzelst du so nervös?«

»Nein«, murmelte sie und neigte den Kopf, um die Straße aus einem anderen Winkel zu betrachten. »Es ist nur dieses

Gefühl, als würde ich etwas aus dem Augenwinkel sehen. Aber wenn ich den Kopf drehe, ist da nichts.« Sie zuckte hilflos mit den Schultern.

Wenige Schritte entfernt hob Anahu den Kopf. »Wie lange hast du dieses Gefühl schon?«

»Ein paar Tage«, gab Maris zu.

Die Späher wechselten unruhige Blicke.

»Ich hab dir doch gesagt, dass da was ist«, grummelte Anahu ihrem Partner zu. »Ich kann ihn riechen.«

Maris sah sie angespannt an. »Ihr glaubt es also auch? Ich dachte schon, ich werde langsam verrückt.«

Comran legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Wir wollten nichts sagen, bis wir uns sicher sind«, meinte er. »Aber wir können unseren Verfolger nicht finden. Du bist doch die kleine Empathin, oder? Kannst du ihn nicht irgendwie fühlen?«

Maris zögerte. »Ich kann es versuchen, aber bisher hat es nicht geklappt.«

Jetzt bist du viel näher dran als bisher. Versuch es«, befahl Anahu und Maris schloss gehorsam die Augen. Vorsichtig zupfte sie an der Quelle ihrer Anuán und ließ eine Ranke wachsen, die sich zur Küstenstraße streckte und dort ausbreitete. Sie achtete darauf, jeden Kiesel und jeden Grassalm von einer Seite des Weges bis zur anderen zu bedecken, bevor sie ihre Magie die Straße entlang fließen ließ.

Als sie den Reiter erreichte, seufzte sie erleichtert auf. Er war also keine Einbildung. Sie öffnete die Augen und streckte die Hand aus. »Dort. Er reitet gerade unter der großen Eiche durch.«

»Bist du sicher? Ich sehe ihn noch immer nicht«, raunte Comran, doch Anahu fiel ihm ins Wort: »Sie hat recht.

Achte auf die Schatten.«

»Da sollen mich doch die Krähen holen«, hauchte Comran.

Die Gestalt zeichnete sich bei genauerem Hinsehen von ihrer Umgebung ab, doch ihre Konturen verschwammen im Braun und Grün des Hintergrunds.

»Wie macht er das?«, flüsterte Maris.

Anahu schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Ich habe einen Mantel, der etwas ähnliches kann«, gab sie widerwillig zu. »Hat mich fast einen ganzen Jahreslohn gekostet.«

Maris erstarrte. »Du meinst, er ist einer von uns?«

»Nicht unbedingt«, mischte Comran sich ein. »Manchmal finden unsere Werke ihren Weg zu den wenigen Duaide, die sie zu schätzen wissen. Unser unsichtbarer Freund dort könnte einer von diesen Leuten sein.«

Anahu nickte und machte ihrem Partner ein Zeichen, ihr zu folgen. »Du bleibst hier«, sagte sie streng zu Maris und schon waren beide lautlos im hohen Gras verschwunden.

Maris nagte an ihrer Unterlippe herum und ließ den einsamen Reiter nicht aus den Augen. Sie hatte das sichere Gefühl, ihn wieder zu verlieren, sollte sie den Blick von ihm abwenden.

Sie versuchte, sein Gesicht besser zu erkennen, doch zu ihrem Ärger blieb es im Schatten der Bäume verborgen. Seine Haltung verriet jedenfalls einen geübten Reiter.

Sein Pferd scheute, als Comran plötzlich aus den Sträuchern neben ihm auftauchte. Zu Maris' Schrecken hielt der Fremde sich nicht nur im Sattel, sondern drückte seinem Angreifer im nächsten Moment zwei flache Klingen an die Kehle. Sein Mantel verrutschte bei der Bewegung und erleichterte es, ihn zu erkennen.

»Das würde ich an deiner Stelle schön bleiben lassen«,

erklang Anahus Stimme von der anderen Seite der Straße. Sie hielt ihre Armbrust in den Händen, den Pfeil auf die Brust des Reiters gerichtet.

Der zögerte, dann löste er die Messer von Comrans Hals und hob die Hände. »Hab nich viel mehr als 'n paar Kupferstücke bei mir.« Er klang jung und ungebildet und sprach in dem leicht singenden Dialekt der Bewohner Emerias. »Wenn ihr auf Beute aus seid, muss ich euch leider enttäuschen.«

»Behalt dein Kupfer«, erwiderte Anahu unbewegt. »Sag uns lieber, warum du uns folgst.«

»Ich? Euch folgen?« Die Verwunderung in seiner Stimme klang echt und fast hätte Maris ihm geglaubt. »Ich hatt ja keine Ahnung, dass außer mir noch jemand in dieser götterverlassenen Einöde unterwegs is. Kann ich meine Hände runter nehmen, wenn ihr mich nich ausrauben wollt? Das wird langsam ungemütlich.«

Maris schloss die Augen und konzentrierte sich auf die Gefühle, die in dem Wortwechsel mitschwangen. Anahus Misstrauen trat am deutlichsten hervor, wie ein scharfer Geschmack auf Maris' Zungenspitze. Es war nur zu berechtigt, schließlich folgte der Duaide seit Tagen einer Karawane, die er mit Leichtigkeit überholen konnte. Die Gefühle des Fremden wurden beinahe von dieser Schärfe überlagert und wirkten seltsam verschwommen. Was Maris jedoch viel mehr irritierte, war die leise Vertrautheit, die in seinen Worten mitschwang. Es war nicht so stark wie bei jemandem aus ihrem Studium, eher eine unbestimmte Bekanntschaft, als wären sie sich schon einmal zufällig begegnet. Nur dass Maris nicht zu den Menschen gehörte, die auf dem Markt ein Schwätzchen mit Fremden hielten.

Sie öffnete die Augen wieder, gerade als Anahu dem Fremden mit der Armbrust zuwinkte. »Steig ab und gib meinem Partner hier deinen hübschen Mantel und deine Messer. Und keine Mätzchen.«

Maris hielt es nicht mehr aus. Sie verließ ihr Versteck und trat neben die Jägerin, während der Duaide sich gehorsam von Comran auf Waffen absuchen ließ. Die Suche ergab insgesamt vier flache Messer und einen langen Dolch.

»Keine schlechte Ausrüstung«, sagte Comran und fuhr erkennend über die Klinge eines Messers. Im nächsten Augenblick steckte er sich den blutenden Daumen in den Mund.

Der Fremde grinste. »Hab mir sagen lassen, man riskiert 'nen Überfall, wenn man hier allein unterwegs is. Da wollt ich vorbereitet sein.«

»Und irgendetwas sagt mir, dass du normalerweise auf der anderen Seite der Armbrust stehst«, entgegnete Comran ungerührt und fesselte dem jungen Mann die Hände auf den Rücken. »Aber keine Sorge, heute Nacht wirst du von unserer Gastfreundschaft profitieren, da brauchst du deine Messerchen also nicht.«

»Habt ihr die Kronjuwelen der Nae-Dilh geladen oder warum seid ihr gar so schreckhaft, wenn ihr 'nem einzelnen Reiter begegnet?«, spottete ihr Gefangener.

Als er sich umwandte, begegneten seine Augen zum ersten Mal Maris' Blick. Sie erkannte ihn im selben Moment wie er sie, da war sie sich sicher. Erschrocken trat sie einen Schritt zurück. Er hingegen zuckte nicht einmal mit der Wimper.

Comran und Anahu schienen nichts bemerkt zu haben, denn Comran nickte ihr nur kurz zu. »Nimm sein Pferd und reite schon mal vor. Wir kommen mit unserem Gast nach.«

### 3.

Als Maris nach einem scharfen Ritt die Karawane erreichte, die gerade das Nachtlager aufschlug, hatte sie sich noch immer nicht entschieden, was sie sagen sollte. Vorläufig warnte sie den Alakai nur, dass Anahu und Comran mit einem Gefangenen auf dem Weg zu ihnen waren, dann machte sie sich auf die Suche nach ihrem Bruder.

»Du bekommst Besuch«, erklärte sie übergangslos, kaum dass sie ihn erreicht hatte. Sie packte ihn am Arm und zog ihn von den anderen weg. »Wie viel weißt du über deinen ehemaligen Pfleger? Der, der dich im Palast der Nae-Dilh bewacht hat.«

»Über Kip?« Zolan sah sie überrascht an. »Eigentlich nichts. Ich war selten wach genug, um lange Gespräche mit ihm zu führen. Heißt das, Kip ist auf dem Weg hierher?«

Maris nickte. »Er ist uns die letzten Tage gefolgt und jetzt haben Anahu und Comran ihn gefangen genommen. Er hat einen Mantel, der offenbar magisch gewebt ist, und ich glaube, das mögen unsere Leute gar nicht.«

Zolan runzelte die Stirn. »Wissen sie, wer er ist?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich wollte erst mit dir reden, bevor ich jemandem etwas sage.«

»Was werden sie mit ihm machen?«, wollte Zolan wissen.

»Ich weiß es nicht.«

»Maris, er hat uns geholfen!«

»Das weiß ich selbst«, fauchte sie und rieb sich die Nasenspitze. »Ich weiß nur nicht, ob wir ihm einen Gefallen tun, wenn wir das verraten. Aber wenn wir es nicht tun ...« Sie brach ab und starrte unschlüssig vor sich hin. »Jamira meinte,

wenn wir die Grenze erreichen, sind wir außer Gefahr. Aber sie wollte mir nicht erklären, was eigentlich los ist, falls sie das überhaupt weiß.«

Zolan schwieg eine Weile und fragte schließlich: »Glaubst du, er hat dich auch erkannt?«

Sie nickte und er fluchte leise. Ein Verfolger, der Zolan kannte, würde sicherlich als Bedrohung für die Irshari verstanden werden.

Das Schweigen, das sich im Lager ausbreitete, verriet ihnen die Ankunft der Späher. Ausdruckslose Augen musterten den jungen Mann, der zwischen Comran und Anahu einher ging und sich neugierig umsah.

»Wir müssen uns entscheiden«, flüsterte Maris. »Wenn wir jetzt den Mund halten, können wir das später nicht mehr ändern. Dann werden alle nur noch misstrauischer.«

Zolan beobachtete den Gefangenen aus sicherer Entfernung. »Bist du sicher, dass er es ist? Ich meine, du hast ihn schließlich nur ganz kurz gesehen und ...« Er hielt inne, als er ihrem missmutigen Blick begegnete. »Ist ja schon gut. Man wird ja wohl noch fragen dürfen.« Dann straffte er die Schultern. »Es nützt wohl nichts. Ich werde dem Alakai sagen, wer er ist. Girhin ist nicht ungerecht, er wird ihm schon nichts antun.«

Er ging los und Maris blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

Girhin war nicht gerade erfreut über Zolans Geschichte. »Schlimm genug, dass uns jemand offenbar seit Tagen gefolgt ist und wir ihn nicht bemerkt haben«, brummte er. »Jetzt erzählt ihr mir, dass dieser Duaide Zolan persönlich kennt?«

»Er hat sich um mich gekümmert, als ich krank war. Er ist

kein schlechter Mensch«, versuchte Zolan die Bedenken des Alakai zu dämpfen, doch der runzelte nur die Stirn.

»Schlechter Mensch hin oder her. Er ist ein Duaide in einem Mantel unserer Weber, der uns nachspioniert. Das gefällt mir nicht!«

Da mischte sich seine Frau Alondra in das Gespräch ein: »Diese Überlegungen bringen uns doch nicht weiter. Immerhin haben wir eine Wahrseherin unter uns. Fragen wir den jungen Mann doch einfach nach seinen Beweggründen und lassen Maris prüfen, ob er uns die Wahrheit sagt.«

Girhin warf erst seiner Frau, dann Maris einen nervösen Blick zu.

Die hatte sich bislang im Hintergrund gehalten und die Hände hinter dem Rücken verknotet. Es gefiel ihr ganz und gar nicht, auf diese Weise in den Mittelpunkt gerückt zu werden. Doch leider fiel ihr keine Ausrede ein, mit der sie sich vor der Aufgabe drücken konnte. Alondra war ein Mitglied der Sehergilde, allerdings keine Wahrseherin. Soweit Maris sich erinnerte, hatte sie sich auf Wettermagie spezialisiert. Es war darum ein vernünftiger Vorschlag, Maris diese Arbeit zu überlassen. Also nickte sie nur ergeben und nahm einen Platz neben der älteren Seherin ein.

Die Nacht brach langsam herein und die runde Hütte wurde vom Schein des Feuers erleuchtet, das man in ihrer Mitte entzündet hatte. In seinem Licht wirkte der junge Mann seltsam blass. Maris fiel auf, wie dünn er für seine Größe wirkte. *Vielleicht ist er selbst krank gewesen*, schoss es ihr durch den Kopf.

Sie verdrängte den Gedanken und streckte ihre Anuán nach ihm aus. Ein Teil von ihr wollte ihm dafür gratulieren,

wie ruhig er äußerlich wirkte, obwohl sein Inneres vor Anspannung bebte. Das Lächeln, das er ihr schenkte, wirkte so unbeschwert, als säßen sie bei einem gemütlichen Abendessen unter Freunden. Sie musste sich zusammenreißen, um es nicht zu erwidern, sondern die gleiche unbewegte Miene aufzusetzen wie die anderen Irshari. Zolan hatte sich in die Schatten im hinteren Teil der Hütte zurückgezogen, doch er verfolgte das Gespräch darum nicht weniger aufmerksam.

Während Kip sich setzte, konzentrierte Maris sich darauf, ihre Anuán um sein Selbst zu weben und sie tief genug sinken zu lassen, um jedes Aufflackern einer Lüge zu erkennen. Zu ihrer Überraschung war diese Aufgabe schwieriger als erwartet. Etwas in dem jungen Mann ließ ihr Netz abgleiten und zog sich tief in eine Art Nebel zurück, den sie noch nie in einem Menschen wahrgenommen hatte. Maris biss die Zähne zusammen und schloss die Maschen ihrer Anuán enger um ihn. Vor anderen Sehern mochte er sich vielleicht verstecken können, aber nicht vor ihr.

»Geht ihr immer so mit einfachen Reisenden um?«, fragte Kip anstelle einer Begrüßung und hielt anklagend seine gefesselten Hände hoch.

Comran schnaubte und legte Kips Mantel und Waffen vor dem Alakai ab. »Wenn das die Ausrüstung eines einfachen Reisenden ist, dann lass ich mir den Kopf scheren und trete einem eurer Tempel bei.«

Girhin beachtete Comran nicht und seine Stimme klang unbewegt, als er auf den Mantel deutete. »Das ist ein faszinierendes Kleidungsstück, das du da mit dir herumträgst. Es würde mich brennend interessieren, wo du es her hast.«

Der junge Mann runzelte die Stirn. »Es geht euch um den alten Fetzen? Der is nichts Besonderes. Weiß nich mal mehr

genau, wo ich den her hab.«

Maris biss sich auf die Lippe, um nicht zusammenzuzucken, als seine Lüge wie eine feine, glühende Nadel durch ihr Bewusstsein fuhr. Sie hasste dieses Gefühl wie kaum ein anderes.

Erst als sie Alondras Hand auf ihrer spürte, merkte sie, dass ihre Finger sich in den Stoff ihrer Hose krallten. Auch Kip bemerkte die Bewegung und sein Blick flackerte einen Herzschlag lang. Oder hatte sie sich das eingebildet?

Neben ihr beugte die Seherin sich vor. »Das versuchen wir gleich noch einmal«, befahl sie ruhig.

Langsam schien Kip sich nicht mehr ganz wohl in seiner Haut zu fühlen, trotzdem schenkte er ihr ein schiefes Lächeln. »Wenn ich euch erzähl, meine Oma hätt ihn für mich genäht, würdet Ihr mir wohl auch nich glauben, was?«

»Nein«, erwiderte der Alakai anstelle seiner Frau.

Der Gefangene seufzte ergeben. »Na ja, zugegeben, der Mantel is wohl auf nich ganz legalen Wegen zu mir gekommen. Reicht das?«

Girhins Augen wanderten einen Wimpernschlag lang zu Maris, die ihm kaum merklich zunickte.

»Wie heißt du?«, fragte er übergangslos.

Der junge Mann öffnete seinen Mund und Maris hätte ihn am liebsten angefaucht. Sie fühlte, wie sich eine neue Lüge in ihm aufbaute.

In diesem Moment streifte sein Blick den ihren und er hielt inne. Maris sah in nebelgraue Augen mit kleinen violetten Funken um die Iris. Es waren intelligente Augen, die es gewohnt waren, andere Menschen zu beobachten und einzuschätzen.

Sie zwang sich ruhiger zu atmen, schenkte ihm den Hauch

eines Lächelns und neigte leicht den Kopf zur Seite. Offenbar genügte ihm das als Hinweis, denn er schloss den Mund und räusperte sich. Als er wieder sprach, klangen seine Worte klar wie die eines gebildeten Mannes und hatten ihren emerischen Akzent fast vollständig verloren.

»Die junge Dame an Eurer Seite ...«, er machte aus dem Sitzen heraus eine leichte Verbeugung in Maris' Richtung, »... hat mich unter dem Namen Kip kennengelernt. Wenn Ihr mich jedoch nach meinem wahren Namen fragt, so lautet er Noji. Falls ich je einen Familiennamen hatte, dann habe ich ihn vergessen.«

Maris beeilte sich, ihre Überraschung zu verbergen, und gab Girhin ein Zeichen, dass er die Wahrheit sprach.

Der Alakai runzelte die Stirn. »Dann kannst du uns sicher auch erklären, warum du anscheinend deine Namen mit den Jahreszeiten wechselst?«

Augenblicklich erblühte in Nojis Gesicht ein unschuldiges Lächeln. Hinter dem Alakai kicherte eine der Wächterinnen leise.

»In meinem Berufsfeld zahlt es sich nicht immer aus, meinem Dienstherrn meinen wahren Namen zu nennen. Für den Fall, dass er nach meiner Abreise den Wunsch verspürt, mich noch länger in seine Dienste zu nehmen.«

»Du bist ein Dieb«, warf Alondra mit ihrer sanften Stimme ein.

Noji verzog den Mund zu einem Schmollen. »Dieb ist ein hartes Wort.«

»Aber deshalb nicht weniger wahr.«

»Nur wenn es sich nicht vermeiden lässt.«

Maris' Mundwinkel zuckten gegen ihren Willen. Es war nicht nötig, Girhin ein Zeichen zu geben. Er wusste auch so,

dass seine Frau recht hatte.

Der Alakai schien sich von der heiteren Stimmung nicht anstecken zu lassen. »Dein letzter Herr hat uns ein paar Schwierigkeiten bereitet«, sagte er trocken. »Hat er dich deshalb hinter uns hergeschickt?«

Nojis Lächeln verblasste. »Mein letzter Herr hat auch mir ein paar Schwierigkeiten gemacht«, erwiderte er langsam. »Aber ich schwöre bei Siribar und seinen Wegen, ich bin nicht im Auftrag des Prinzen hier.«

»Du solltest lieber bei was Anderem schwören«, warf einer der Wachmänner ein, der nicht weit von ihnen an der Wand lehnte. »Wir halten nicht viel von euren Göttern, Du-aide.«

Girhin machte dem Mann ein Zeichen und er verstummte.

Noji hingegen neigte leicht den Kopf. »Verzeiht, wenn ich Euch beleidigt habe, das war nicht meine Absicht.«

Maris lauschte dem Gespräch nur noch mit halbem Ohr. Sie konnte keine Lüge in seinen Worten finden und doch beunruhigte er sie. Es gefiel ihr nicht, in diesem Nebel umherzutappen, mit dem er sein Bewusstsein umgeben hatte.

Zu Girhins offenkundigem Unmut beugte sie sich vor und fing Nojis Blick ein. »Sag mir, dass du nicht hier bist, um nach meinem Bruder zu suchen«, forderte sie ihn auf.

Seine Reaktion verblüffte sie. Er schien beinahe erleichtert und erwiderte ihren Blick mit einem offenen Lächeln.

»Ich hatte gehofft, hier Nachricht über ihn zu bekommen«, gab er freimütig zu. »Ich hab mir Sorgen um ihn gemacht. Als ich ihn zuletzt gesehen habe, war er dem Tod näher als dem Leben. Aber ich wiederhole noch einmal, dass ich ihn nicht im Auftrag des Prinzen suche.«

Maris lehnte sich wieder zurück und nickte dem Alakai

widerstrebend zu. Hinter ihr hustete jemand, sonst blieb es still. Girhin betrachtete seinen Gefangenen eine Weile gedankenverloren, dann winkte er den Wachmann herbei, der sich eben in das Gespräch eingemischt hatte.

»Gib ihm zu essen und zu trinken, dann finde einen Baum in der Nähe der Ponys, an den man ihn fesseln kann. Bis wir entschieden haben, was wir mit ihm machen, will ich nicht, dass ein Dieb nachts frei über das Gelände streicht.«

Erst als die Schritte der beiden im Dunkel verklungen waren, drehte er sich zu Maris. »Das nächste Mal wäre ich dir dankbar, wenn du die Fragen mir überlässt«, wies er sie verärgert zurecht.

Maris entschuldigte sich, doch sie war nicht ganz bei der Sache. Dieser merkwürdige junge Mann beunruhigte sie, auch wenn er sie nicht belogen hatte. Es hätte sie nicht so viel Konzentration kosten dürfen, das zu erspüren.

Es gab durchaus Leute, deren Gefühle ihr nicht so leicht zugänglich waren wie die der meisten. Ihren alten Kampfmeister verehrte sie gerade für diese Fähigkeit und an Ima, den Cousin ihrer Lehrerin und Zolans Freund, hatte sie sich schließlich gewöhnt. Doch das waren Irshari und Meister auf ihrem Gebiet, auch wenn Ima keinen Titel trug. Ein dahergelaufener Dieb sollte sich nicht vor ihr verstecken können.

Während sie noch grübelte, wandte sich das Gespräch am Feuer der dringenderen Frage zu, wie es weitergehen sollte.

»Ich bin dafür, ihn laufen zu lassen«, sagte eine junge Frau. Maris glaubte in ihr diejenige zu erkennen, die vorhin gekichert hatte. »Wenn er nicht für die Nae-Dilh arbeitet, ist er doch keine Gefahr.«

»Eigentlich hat er nur zugegeben, nicht für den Prinzen zu

arbeiten«, warf jemand ein. »Er könnte immer noch für ein anderes Mitglied der Familie spionieren.«

»Oder er hofft einfach, unsere Wagen zu erleichtern. Ich hab genug Langfinger erlebt, um einen zu erkennen, wenn er vor mir steht«, brummte ein anderer.

»Darf ich auch etwas sagen?«, fragte Zolan und trat vor. Girhin nickte ihm zu und er fuhr fort: »Als ich gefangen war, war ich sehr krank. Kip, oder Noji, wie er sich jetzt nennt, war der Einzige, der sich um mich gekümmert hat. Und er hat mir geholfen zu fliehen. Damals hätte er jede Möglichkeit gehabt, mir zu schaden, aber er hat es nicht getan. Warum sollte er es dann jetzt wollen?«

Zustimmendes Gemurmel füllte den Raum.

»Dieb bleibt Dieb«, knurrte Kayo aus einer Ecke. »Selbst wenn er nicht hinter dir her ist, wollen wir wirklich riskieren, ihn frei herumlaufen zu lassen? Wir haben genug Schmuck und feine Stoffe geladen, um selbst einen ehrlichen Mann in Versuchung zu führen.«

Zolan warf ihm einen verärgerten Blick zu, aber ihm fiel keine Erwiderung ein.

»Das Beste wäre, ihn von der nächsten Klippe zu werfen«, sagte Anahu und hob die Hände, als sich ein leiser Sturm der Entrüstung erhob. »Ich sag ja nur, das wäre für alle die einfachste Lösung. Wie unser junger Schmied sagt, können wir nicht riskieren, einen Dieb auf freien Fuß zu setzen.«

»Wir sind keine Mörder, Anahu«, warf Alondra mahnend ein. »Und einem anderen Menschen das Leben zu nehmen, ist niemals eine einfache Lösung.«

Anahu blinzelte träge. »Ist doch nur ein Duaide.«

»Anahu«, fuhr Alondra entrüstet auf.

Ihr Mann legte ihr beschwichtigend eine Hand auf die

Schulter. »Natürlich werden wir ihn nicht umbringen, Du-aide hin oder her. Anahu hat nur einen schlechten Witz gemacht. Aber frei lassen können wir ihn wohl auch nicht. Es bleibt uns also nur übrig, ihn mitzunehmen. Wenn wir Kourakona erreichen, können wir ihn entweder der Stadtwache übergeben oder ihn fortschicken. Sind damit alle einverstanden?«

Ein paar Köpfe nickten, andere murmelten zustimmend. Anahu brummte nur: »Solange er nicht meine Portion vom Abendessen bekommt.«

Zolan wechselte erleichterte Blicke mit seiner Schwester. *Für einen Moment dachte ich, sie nehmen den Vorschlag mit der Klippe ernst, gestand er lautlos.*

Maris lächelte verhalten. *Ein Leben ist unter den Irshari heilig, erinnerte sie ihn. Auch wenn das eines Duaide unter Umständen als ein bisschen weniger wertvoll gilt.*